

MANESSE BIBLIOTHEK



HENRY DAVID THOREAU

WALDEN

oder

Vom Leben im Wald

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt
von Fritz Güttinger

Überarbeitete Neuausgabe

Kommentiert und mit einem Nachwort
von Susanne Ostwald

MANESSE VERLAG

Hauswirtschaft

Als ich das Folgende – jedenfalls den größten Teil davon – niederschrieb, lebte ich allein im Wald, mehr als einen Kilometer vom nächsten Nachbarn entfernt, in einem selbst gezimmer-ten Haus am Ufer des Walden-Sees bei Concord, Massachusetts, und verdiente mir meinen Lebensunterhalt ausschließlich mit meiner Hände Arbeit. Zwei Jahre und zwei Monate habe ich dort zugebracht; gegenwärtig halte ich mich wieder in der Zivilisation auf.

Ich würde den Leser nicht mit meinen Angelegenheiten behelligen, hätte man mir nicht so eingehende Fragen zu meiner Lebensweise gestellt, Fragen, die manchen vielleicht ungehörig, mir in Anbetracht der Umstände aber durchaus natürlich und zur Sache gehörig vorkommen. Man hat mich gefragt, was ich zu essen gehabt habe, ob ich mich nicht einsam fühlte, mich nicht fürchtete und dergleichen. Manche wollten wissen, wie viel von meinem Einkommen ich für wohltätige Zwecke ausbebe, und ande-

re, solche mit großer Familie, wie viele arme Kinder ich unterstütze. Diejenigen, denen an mir persönlich nicht viel gelegen ist, möchte ich deshalb um Verzeihung bitten, wenn ich es unternehme, einige dieser Fragen in einem Buch zu beantworten. In den meisten Büchern wird die Ichform geflissentlich vermieden; in diesem wird sie nicht verhehlt. Geltungssüchtiger als andere bin ich deswegen nicht. Man vergisst allzu leicht, dass es im Grunde genommen immer die erste Person Einzahl ist, die spricht. Ich würde nicht so viel über mich selber reden, wenn es einen andern Menschen gäbe, über den ich ebenso gut Bescheid wüsste. Bedauerlicherweise bin ich durch mangelnde Erfahrung auf dieses Thema beschränkt. Ich meinerseits verlange übrigens von jedem Schriftsteller, als Erstes oder Letztes, einen einfachen und wahrhaftigen Bericht über sein eigenes Leben, und nicht bloß, was er vom Leben anderer gehört hat – einen Bericht, wie er ihn vielleicht aus fernen Ländern seinen Angehörigen erstatten würde. Wenn er nämlich wahrhaft gelebt hat, muss das nach meinem Dafürhalten in fernen Ländern gewesen sein. Vielleicht sind diese Seiten insbesondere für arme Studenten gedacht. Im Übrigen wird jeder Leser dem Buch entnehmen, was ihn be-

trifft. Ich hoffe, niemand wird sich dabei Zwang antun; wem der Schuh passt, dem wird er gute Dienste leisten.

Ich möchte etwas sagen, nicht über die Bewohner Chinas oder Hawaiis, vielmehr über meine Landsleute in Neuengland und ihre Lebensverhältnisse, wie diese sind, ob sie unbedingt so arg sein müssen oder ob sie sich nicht ebenso gut verbessern ließen. Ich bin in Concord viel herumgekommen, und überall, in Läden und Büros und auf den Äckern, hatte ich den Eindruck, dass die Bewohner damit beschäftigt seien, auf tausenderlei bemerkenswerte Art Buße zu tun. Ich habe von Brahmanen gelesen, die inmitten von vier Feuern sitzen und in die Sonne schauen; von solchen, die sich mit dem Kopf nach unten über Flammen aufhängen lassen; von andern, die über die Schulter zurück zum Himmel emporblicken, bis sie die natürliche Haltung überhaupt nicht mehr einnehmen können und des verdrehten Halses wegen auf flüssige Nahrung angewiesen sind; auch gibt es welche, die sich lebenslänglich an den Fuß eines Baumes anketten lassen; andere wiederum messen, Raupen gleich, mit ihrem Körper riesige Reiche aus oder stehen auf einem Bein hoch oben auf einer Säule. Doch alle diese Formen

der Buße sind kaum erstaunlicher als das, was ich täglich erlebe. Die zwölf Aufgaben des Herkules¹ waren eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, worauf meine Landsleute sich eingelassen haben; schließlich waren es nur deren zwölf, und sie fanden ein Ende; doch dass meine Zeitgenossen ein Monster erschlagen oder gefangen oder irgendeine Arbeit zu Ende gebracht hätten, davon habe ich nie etwas gesehen. Sie haben keinen Freund Jolaos², der mit einem glühenden Eisen den Halsstumpf der Hydra versengt; sobald ein Kopf zermalmt ist, kommen gleich zwei neue nach.

Was ich sehe, sind junge Landsleute, deren Unglück es ist, Bauernhöfe, Häuser, Scheunen, Vieh und landwirtschaftliche Geräte geerbt zu haben; zu dergleichen kommt man leichter, als man es wieder loswird. Sie wären besser draußen auf freiem Felde geboren und von einer Wölfin gesäugt worden; dann hätten sie klarer erkannt, welches Feld zu beackern ihnen aufgetragen ist. Wer hat sie zu Sklaven der Scholle gemacht? Warum sollen sie sich für ihre sechzig Morgen Land abrackern, wenn sie doch nur dazu verdammt sind, ihr Häuflein Dreck zu fressen? Warum soll einer damit anfangen, sein Grab zu schaufeln, kaum dass er geboren ist?

Sie sollen ein menschenwürdiges Dasein führen, sich dabei mit all diesen Dingen schinden und versuchen, so gut wie möglich zurechtzukommen. Wie oft bin ich schon einer armen Seele von Mensch begegnet, der unter seiner Last beinahe zusammenbrach, wenn er sich seinen Lebensweg entlangschleppte und dabei einen Stall, fünfundzwanzig mal zwölf Meter groß, vor sich herschob, einen wahren Augiasstall³, nie ausgemistet, und dazu noch hundert Morgen Land⁴, die beackert, gemäht und abgeholzt sein wollen! Die Besitzlosen, die sich nicht mit solch überflüssigem Erbgut abzurackern haben, finden es anstrengend genug, ihr menschliches Erbteil, das Fleisch, zu hegen und zu pflegen.

Aber der Mensch schuftet unter dem Eindruck eines Irrtums. Sein besserer Teil ist bald als Dünger unter den Boden gepflügt. Wegen eines scheinbaren Schicksals, gemeinhin Notwendigkeit genannt, müht er sich damit ab, Schätze zu sammeln, die die Motten und der Rost fressen und denen die Diebe nachgraben, um sie zu stehlen. Es ist eine Dummheit, so zu leben; das merkt jeder, wenn es ans Ende geht, wenn nicht schon vorher. Der Sage zufolge haben Deukalion und Pyrrha das Menschengeschlecht neu erschaffen,⁵ indem sie Steine hinter sich warfen:

trächtigen. Er hat keine Zeit, etwas anderes als eine Maschine zu sein. Wie kann er wachsen, indem er sich seiner Unwissenheit entsinnt, wenn er dauernd seine Kenntnisse anwenden muss? Wir sollten ihn manchmal kostenlos ernähren und einkleiden und mit Stärkungsmitteln laben, ehe wir ein Urteil über ihn fällen. Mit den besten Eigenschaften des Menschen verhält es sich wie mit dem Flaum auf Früchten – man muss behutsam mit ihnen umgehen, wenn sie erhalten bleiben sollen. Doch weder uns selber noch den andern fassen wir so schonend an.

Gewiss, manche sind arm und haben Mühe, sich über Wasser zu halten. Ich habe keinen Zweifel, dass einige von Ihnen, die dieses Buch lesen, nicht imstande sind, jede Mahlzeit zu bezahlen, die Sie eingenommen haben, auch nicht die Kleider und Schuhe, die bald (oder bereits) abgetragen sind; die Zeit, die Sie an dieses Buch wenden, ist geborgt oder gestohlen und raubt Ihren Gläubigern eine Stunde. Es ist unverkennbar, was für ein armseliges und abgestumpftes Leben viele von Ihnen führen; ich habe da aus Erfahrung einen geschärften Blick. Immer am Limit, immer bemüht, ins Geschäft zu kommen und aus den Schulden heraus, aus diesem uralten Morast, von den Lateinern *aes alienum*⁷ genannt,

eines andern Kupfer (manche ihrer Münzen waren nämlich aus Kupfer), immer am Leben und am Sterben und schließlich mit des andern Kupfer begraben; immerfort verspricht man zu zahlen; man verspricht zu zahlen, morgen, und stirbt heute, zahlungsunfähig; immer wirbt man um Gunst und Kundschaft, auf alle möglichen Arten, solange man nur innerhalb des Gesetzes bleibt; man lügt, schmeichelt, gibt seine Stimme, verkapselt sich in Höflichkeit oder verflüchtigt sich in einen Dunst von Leutseligkeit, um seinen Nächsten dazu zu bringen, dass man ihm die Schuhe machen darf, oder den Hut oder die Jacke oder seinen Wagen, oder dass man ihm die Lebensmittel liefern darf. Man schuftet sich krank, damit man etwas für Tage des Siechtums auf die Seite legen kann, etwas, das man in eine alte Truhe oder in einen Strumpf steckt oder, vorsichtiger, auf die Bank trägt, einerlei, wohin, einerlei, wie viel oder wie wenig.

Manchmal staune ich, dass wir so, fast möchte ich sagen, frivol sein können, uns mit der krasen, aber uns doch eher fernliegenden Form der Knechtschaft, Negersklaverei genannt, zu befassen, wo es doch im Norden wie auch im Süden so viel abgefeimte Herren und Gebieter gibt. Einem südstaatlichen Aufseher zu unterstehen

ist hart; noch schlimmer, einen nordstaatlichen Aufseher zu haben; doch das Schlimmste ist, selber sein eigener Sklaventreiber zu sein. Da redet man vom göttlichen Funken im Menschen! Man betrachte den Fuhrmann auf der Landstraße, der bei Tag oder Nacht zu Markte fährt; regt sich vielleicht etwas Göttliches in ihm? Er kennt keine höhere Pflicht als die, seine Pferde zu füttern und zu tränken. Was ist er anderes als ein Rädchen im Getriebe des Transportwesens? Fährt er denn nicht für irgendeinen betriebsamen Krautjunker? Wie göttergleich, wie unsterblich ist denn so ein Fuhrmann? Man sehe nur, wie er sich duckt und herumschleicht, wie er dauernd in unbestimmten Ängsten schwebt, keineswegs unsterblich oder göttergleich, vielmehr der Sklave und Gefangene der Meinung, die er von sich selber hat, des Rufes, den er sich selbst geschaffen. Die öffentliche Meinung ist ein müder Tyrann verglichen mit unserer eigenen, privaten Meinung. Was einer von sich selber hält, gibt seinem Schicksal die Richtung. Selbstbefreiung auch in den entlegenen Provinzen der Fantasie – wo ist der Wilberforce⁸, der sich dafür einsetzt? Man denke auch an die Damen hiezulande, die endlos Kinkerlitzchen verfertigen, um nicht darüber nachsinnen zu müssen, wie es um sie

steht. Als ob man die Zeit totschiagen könnte, ohne dabei der Ewigkeit zu schaden.

Die meisten Menschen führen ein Leben stiller Verzweiflung. Was man Schicksalsergebenheit nennt, ist eingefleischte Verzweiflung. Aus der verzweifelte Stadt fährt man aufs verzweifelte Land und tröstet sich mit einem Gepränge von Nerz und Bisam darüber hinweg. Eine landläufige, wenn auch unbewusste Verzweiflung verbirgt sich auch in dem, was man Spiel und Vergnügen nennt. Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen – so heißt es. Ein Merkmal der Weisheit ist jedoch, dass man nichts Verzweifelte tue.

Wenn man erwägt, was des Menschen Daseinsgrund sei, was seine wahren Notwendigkeiten und Lebenswege, so scheint es, als habe der Mensch sich seine gewöhnliche Existenzform mit Bedacht ausgesucht, weil er sie jeder andern vorziehe. In Wirklichkeit aber ist er überzeugt, dass ihm gar keine andere Wahl bleibt. Nur wer wachen und gesunden Sinnes ist, weiß noch, dass die Sonne strahlend aufging. Es ist nie zu spät, sich von Vorurteilen zu lösen. Kein Denken oder Tun, und sei es noch so altergebracht, kann ohne Weiteres übernommen werden. Was heute jedermann nachspricht oder als selbstverständlich auf sich beruhen lässt, kann

sich morgen als falsch herausstellen, als bloßer Schall und Rauch, den man für eine regenspendende Wolke hielt.

Wenn man etwas versucht, was die alten Leute für unmöglich hielten, wird man feststellen, dass man es tun kann. Altes Tun und Treiben für alte Leute; neues Tun und Treiben für neue. Früher verstand man sich vielleicht nicht einmal darauf, ein Feuer im Gang zu erhalten; heute legt man etwas dürres Holz unter einen Kessel und saust flugs um den Erdball, mit einer Geschwindigkeit, die einen umbringen könnte, wie alte Leute sagen. Das Alter taugt nicht zum Lehrmeister der Jugend, hat es doch weniger gewonnen als eingebüßt. Man möchte fast bezweifeln, dass selbst der Weiseste dadurch, dass er gelebt hat, etwas von unbedingtem Wert erfuhr. Als Wegleitung fürs Leben haben die Alten den Jungen nichts von Belang zu geben; ihre Erfahrungen waren eigennützig, ihr Leben war ein kläglicher Misserfolg, aus besonderen Gründen, wie sie annehmen müssen. Und möglicherweise haben sie sich aller Erfahrung zum Trotz noch etwas Lebensmut bewahrt und sind bloß nicht mehr so beweglich. Ich habe gut dreißig Jahre auf diesem Planeten gelebt und warte noch immer auf den ersten brauchbaren oder auch nur

erwägenswerten Rat eines älteren Menschen. Man hat mir nichts beigebracht, kann mir wahrscheinlich gar nichts Brauchbares beibringen. Da ist das Leben, ein von mir größtenteils noch unerprobtes Wagnis, aber es nützt mir nichts, dass andere es erprobt haben. Wenn ich zu irgendeiner wertvollen Einsicht gekommen bin, dann ist es bestimmt eine, von der meine Erzieher mir nichts verraten haben.

«Man kann nicht ausschließlich von Pflanzenkost leben», erklärt mir ein Bauer, «diese liefert nämlich nichts zum Aufbau der Knochen.» Und so führt er sich denn Tag für Tag andächtig den Aufbaustoff für seine Knochen zu; dabei geht er, während er seinen Spruch zum Besten gibt, hinter den Ochsen her, die ihn und den schweren Pflug mit ihren aus Pflanzenkost aufgebauten Knochen über Stock und Stein schleppen. Manches mag für Kranke und Gebrechliche lebensnotwendig sein, was für andere überflüssig und noch andern völlig unbekannt ist.

Manche finden, der ganze Boden des Menschenlebens sei schon längst mitsamt allen seinen Höhen und Tiefen durchmessen und in jeder Beziehung geregelt worden. «Der weise Salomo hat sogar für den Abstand der Bäume voneinander Vorschriften erlassen», liest man bei

John Evelyn, «und die römischen Prätores haben verfügt, wie oft einer rechtmäßig das Grundstück seines Nachbarn betreten darf, um dort Eicheln aufzulesen, und wie viel davon dem Nachbarn zusteht.»⁹ Hippokrates hat sogar Anweisungen hinterlassen, wie man sich die Nägel schneiden soll – nämlich genau bis zu den Fingerspitzen, weder kürzer noch länger.¹⁰ Zweifellos ist sogar die Langeweile, das Gefühl, die Freuden des Lebens bereits auskosten zu haben, so alt wie Adam. Wessen der Mensch fähig ist, wurde aber noch nie ermesen; das lässt sich nicht nach dem beurteilen, was bisher geleistet wurde; es ist ja so wenig geleistet worden. Wo auch immer du bisher erfolglos geblieben bist: «Lass dir nicht zusetzen, mein Kind, denn wer soll dir zuweisen, was du nicht erledigt hast?»¹¹ Wir könnten unser Leben tausenderlei einfachen Tests unterziehen, zum Beispiel erkennen, dass dieselbe Sonne, die meine Bohnen reifen lässt, gleichzeitig ein ganzes System von Welten wie die unsere erhellt. Hätte ich mich dessen erinnert, wären mir einige Fehler erspart geblieben. Ich habe meine Bohnen nicht im Lichte dieser Erkenntnis angebaut. Von welch wunderbaren Dreiecken sind doch die Sterne der Scheitelpunkt! Welche ganz andersgearteten Wesen

in den verschiedenen Behausungen des Weltalls betrachten im selben Augenblick aus der Ferne dasselbe Dreieck! Natur und Menschenleben sind so verschiedenartig wie unsere Konstitution. Wer kann sagen, welche Aussichten die Welt einem andern darbietet? Liefße sich ein größeres Wunder denken, als sie vorübergehend mit den Augen eines andern sehen zu können? In einer Stunde würden wir alle Zeitalter der Welt durchleben, ja, alle Welten vom Anbeginn der Zeit. Geschichte, Dichtung, Sage – ich kann mir keinen Erfahrungsaustausch denken, so verblüffend und lehrreich wie diesen.

Das meiste von dem, was meinen Nachbarn als gut gilt, halte ich zutiefst für schlecht, und wenn ich irgendetwas bereue, dann höchstens mein gutes Benehmen. Was war eigentlich in mich gefahren, dass ich mich so gut benahm? Da kann einer, der siebzig Jahre – nicht unehrenhaft – hinter sich gebracht hat, noch so weise Sprüche von sich geben, mich lockt eine innere Stimme unwiderstehlich von alldem weg. Eine neue Generation lässt das Tun und Treiben der vorhergehenden im Stich wie ein auf Grund gelaufenes Schiff.

Ich glaube, wir könnten bedenkenlos mehr Vertrauen haben. Wir könnten uns ohne Wei-

teres in dem Maße der Sorge um uns selbst entäußern, wie wir sie etwas anderem zuwenden. Die Natur passt sich ebenso sehr unseren schwachen wie unseren starken Seiten an. Sich ständig zu sorgen und zu überanstrengen ist eine nahezu unheilbare Krankheit. Wir machen uns eine übertriebene Vorstellung von der Wichtigkeit der Arbeit, die wir verrichten, und wie viel bleibt dabei ungetan! Oder wie steht es, wenn wir krank würden? Wie sind wir doch ständig auf der Hut, fest entschlossen, nichts dem Zufall zu überlassen, wenn es sich anders einrichten lässt; nur des Nachts vertrauen wir uns wohl oder übel dem Ungewissen an. Notgedrungen halten wir unsere Lebensweise hoch und bestreiten, dass es auch anders ginge. Dabei gibt es so viele Möglichkeiten, wie sich von einem Mittelpunkt aus Radien ziehen lassen. Jede Veränderung, in Erwägung gezogen, ist ein Wunder, doch das Wunder findet dauernd statt. «Zu wissen, dass wir wissen, was wir wissen», sagt Konfuzius, «und dass wir nicht wissen, was wir nicht wissen, das ist wahres Wissen.»¹² Wenn einer das, was ihm vorschwebt, einmal verstandesmäßig gefasst hat, dann werden wohl die Menschen zu guter Letzt ihr Leben darauf aufbauen.

Bedenken wir doch kurz, worum sich die

Sorgen und Ängste, von denen die Rede war, meistens drehen und inwieweit es notwendig ist, dass wir uns sorgen oder zum Mindesten vorsehen. Es wäre von Vorteil, ein anspruchloses Grenzerleben zu führen, wenn auch inmitten einer zivilisierten Welt; dann würde man merken, was zum unentbehrlichen Lebensbedarf gehört und wie man es anstellt, ihn zu beschaffen. Vielleicht würde es schon genügen, die Geschäftsbücher der Kaufleute von ehemals zu durchblättern, um zu erfahren, was denn gemeinhin am meisten gekauft wurde, was jeweils auf Lager war, mit andern Worten, was eigentlich die unmittelbaren Lebensmittel sind. Die Errungenschaften von Jahrhunderten haben nämlich nur wenig an den Grundgesetzen des Menschendaseins geändert, wie sich wohl auch unser Skelett von dem unserer Urahnen nur wenig unterscheidet.

Unter dem «Lebensbedarf» verstehe ich, was immer von den Dingen, die der Mensch sich selber beschaffen muss, von Anbeginn an oder aus alter Gewohnheit als so wichtig gilt, dass nur die wenigsten, falls überhaupt jemand, je versuchte, ohne diese Dinge auszukommen, sei es aus Kulturlosigkeit, Armut oder Überzeugung. Für viele Lebewesen gibt es in diesem Sinn nur

eines, das unbedingt nötig ist – Nahrung. Dem Büffel der Prärie genügt etwas genießbares Gras und Trinkwasser, außer wenn er den Schutz des Waldes oder die Schattenseite eines Berges aufsucht. Etwas anderes als Nahrung und Obdach braucht kein Tier. Den Lebensbedarf des Menschen in unseren Breitengraden kann man einteilen in Nahrung, Obdach, Bekleidung und Brennstoff; erst wenn wir uns das gesichert haben, sind wir in der Lage, ungehindert und mit Aussicht auf Erfolg an die eigentlichen Lebensfragen heranzutreten. Häuser und Bekleidung sowie das Kochen der Nahrung sind eine Erfindung des Menschen, und aus der zufälligen Entdeckung, dass Feuer Wärme spendet, ergab sich mit der Zeit das Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Auch Katzen und Hunden wird das ja zur zweiten Natur. Obdach und Bekleidung, im richtigen Maß, dienen dazu, uns die Körperwärme zu erhalten; im Übermaß verwendet, grenzen sie, wie auch übertriebene Heizung, gewissermaßen bereits ans Kochen. Der Naturforscher Darwin¹³ schildert sein Erstaunen über die Eingeborenen von Feuerland, denen, während seine eigenen Leute sich in warmer Kleidung dicht ums Feuer scharten, bei dieser Röstung der Schweiß in Strömen herunterrann, obwohl sie

nackt und viel weiter entfernt waren. So laufen auch die Neuholländer nackt herum, während der Europäer in seinen Kleidern schlottert. Ist es denn ausgeschlossen, die körperliche Widerstandskraft dieser Naturvölker mit dem Geist des Kulturmenschen zu vereinen? Nach Liebig¹⁴ ist der menschliche Körper ein Ofen, und Nahrung der Brennstoff, der die innere Verbrennung aufrechterhält. An kalten Tagen essen wir mehr, an warmen weniger. Die natürliche Körperwärme ist das Ergebnis eines langsamen Verbrennungsvorgangs; Krankheit und Tod treten ein, wenn der Vorgang sich zu rasch abspielt oder wenn die Heizung aus Mangel an Brennstoffzufuhr ausgeht, im Sinne dieser Analogie, denn selbstverständlich soll Körperwärme nicht mit Feuer verwechselt werden. So bedeutet Leben deshalb fast dasselbe wie Körperwärme; Nahrung kann als der Brennstoff betrachtet werden, der die innere Heizung im Gang erhält. Brennstoff braucht der Mensch also, um die Nahrung zuzubereiten oder die Körperwärme von außen her zu steigern, während Obdach und Bekleidung nur dazu dienen, die solchermaßen erzeugte Wärme zu bewahren.

Was uns körperlich vor allem nottut, ist deshalb, die Lebenswärme in uns zu erhalten. So

mühen wir uns ab, nicht nur, was Nahrung, Kleidung und Obdach betrifft, sondern auch mit unseren Betten, die gewissermaßen unsere nächtliche Hülle darstellen; wir rauben den Vögeln Flaum und Federn, um diesen Unterschlupf innerhalb des Unterschlupfs auszustatten, dem Maulwurf gleich, der am Ende seines Gangs sein Lager aus Laub und Halmen hat. Der Arme pflegt sich zu beklagen, es sei eine kalte Welt; und der Kälte, körperlicher wie sozialer, schreiben wir großenteils unsere Übel zu. In gewissen Gegenden ermöglicht es der Sommer dem Menschen, gleichsam in elysischen Gefilden zu wohnen. Des Brennstoffs bedarf er dann höchstens, um sich sein Essen zu kochen; die Sonne ist sein Feuer, und mancherlei Früchte sind von ihren Strahlen genügend gekocht, während die Nahrung ganz allgemein abwechslungsreicher und verfügbarer ist und Kleidung sowie Obdach überhaupt oder teilweise überflüssig werden.

Zum unentbehrlichen Lebensbedarf kommen bei uns heutzutage erfahrungsgemäß ein paar Werkzeuge hinzu – Messer, Axt, Spaten, Schubkarren und so weiter –, und für den Geistesarbeiter noch Lampenlicht, Schreibzeug sowie der Zugang zu ein paar Büchern. All das lässt sich für wenig Geld beschaffen. Dennoch zie-

hen manche – nicht die Weisesten – um den halben Globus, in wilde und ungesunde Gegenden, und treiben dort zehn oder zwanzig Jahre lang Handel, um dann letzten Endes in der Heimat leben – das heißt sich behaglich warm halten – und sterben zu können. Die üppig Reichen halten sich nicht nur behaglich warm, sondern unnatürlich heiß; wie bereits angedeutet, lassen sie sich regelrecht kochen, selbstverständlich *à la mode*¹⁵.

Die meisten der sogenannten Annehmlichkeiten des Daseins sind nicht nur entbehrlich, sie sind geradezu ein Hemmnis für die Höherentwicklung der Menschheit. Was diese Annehmlichkeiten betrifft, haben die Weisen stets einfacher und anspruchsloser gelebt als die Armen. Die Philosophen des Altertums – Chinesen, Indier, Perser und Griechen – waren an äußerem Besitz so arm, wie einer nur sein kann, dafür aber innerlich umso reicher. Viel wissen wir ja nicht von ihnen. Es ist bemerkenswert, dass wir überhaupt etwas von ihnen wissen. Dasselbe gilt für die modernen Reformer und Wohltäter der Menschheit. Nur vom Standpunkt der freiwilligen Armut aus kommt einer heutzutage zu uneigennütziger Menschenkenntnis. Der Ertrag eines üppigen Lebens ist immer nur Üppigkeit,

sei es auf dem Gebiet der Landwirtschaft, des Handels, der Literatur oder der Kunst. Wir haben heute Philosophieprofessoren, aber keine Philosophen mehr. Dabei gelten die Professoren nur deshalb so viel, weil die Philosophen einst lebten, was sie lehrten. Um Philosoph zu sein, genügt es nicht, ausgeklügelte Gedanken zu haben oder eine Schule zu gründen; man muss die Weisheit so sehr lieben, dass man ihren Geboten nachlebt. Einfachheit, Unabhängigkeit, Großmut und Zuversicht heißen diese Gebote. Es gilt einige der Lebensfragen zu lösen, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Das Ansehen der großen Gelehrten gleicht dem von Höflingen; es hat nichts Königliches, nichts Mannhaftes. Es genügt ihnen, sich nach außen hin anzupassen und nach alter Väter Sitte zu leben; Erzeuger eines edleren Menschengeschlechts sind sie keineswegs. Woher kommt es eigentlich, dass der Mensch degeneriert, Geschlechter aussterben, ganze Völker am üppigen Wohlleben zugrunde gehen? Sind wir sicher, dass wir uns nicht auf demselben Weg befinden? Der Philosoph ist seiner Zeit voraus, auch was die Lebensweise betrifft. Er nährt, kleidet, behaust und wärmt sich nicht wie seine Zeitgenossen. Wie kann einer Philosoph heißen, der, um

seine Lebenswärme zu erhalten, kein besseres Verfahren kennt als andere?

Wenn einer auf die beschriebene Art für Wärme gesorgt hat, was braucht er als Nächstes? Doch nicht etwa noch mehr Wärme derselben Art, also mehr und reichere Nahrung, ein größeres und prächtigeres Haus, schönere und mannigfachere Kleidung, zahlreichere, länger brennende und heißere Feuer und dergleichen. Wenn sich einer das zum Leben unbedingt Notwendige einmal beschafft hat, steht ihm noch eine andere Möglichkeit offen, als sich Überflüssiges zu beschaffen; nachdem er nun von der niedrigen Arbeit beurlaubt ist, kann er sich nämlich ans Leben wagen. Der Boden ist offenbar für das Samenkorn geeignet, hat dieses doch seine Wurzelfasern nach unten ausgestreckt, jetzt kann es sich getrost emporrecken. Wozu hat der Mensch so fest in der Erde Wurzeln geschlagen, wenn nicht, um im selben Maße in die Höhe zu streben? Die edleren Gewächse werden bekanntlich um der Früchte willen geschätzt, die sie zuletzt an der lichten Luft tragen, weitab vom Boden; sie werden nicht wie die bescheidenen Knollengewächse behandelt, die, obwohl zweijährig, doch nur gepflegt werden, bis die Knollen ausgewachsen sind, und deshalb

über dem Boden oft weggeschnitten werden, sodass viele sie in ihrer Blütezeit gar nicht erkennen würden.

Ich habe nicht im Sinn, Lebensregeln aufzustellen für Krafnaturen, die sich allen Umständen zum Trotz durchsetzen und vielleicht großartiger bauen und mit dem Geld verschwenderischer umgehen als die Reichsten, ohne deswegen innerlich zu verarmen, weil sie sich keine Gedanken darüber machen, wie sie leben – falls es solche Krafnaturen, von denen man liest, überhaupt gibt. Auch schreibe ich nicht für diejenigen, die ihren Lebensmut aus den bestehenden Verhältnissen beziehen und mit der Inbrunst von Liebenden daran hängen – in gewissem Sinne zähle ich mich selber zu ihnen. Ebenso wenig wende ich mich an solche, die in einer nützlichen Beschäftigung aufgehen, was die Betreffenden selber am besten beurteilen können. Ich schreibe vornehmlich für die vielen, die unzufrieden sind und untätig mit ihrem harten Schicksal oder den schweren Zeiten hadern, obschon sie beides verbessern könnten. Am entschiedensten und untröstlichsten beklagen sich jene, die behaupten, nur ihrer Pflicht zu genügen. Auch denke ich an die vermeintlich reiche, tatsächlich aber furchtbar armselige

Klasse von Menschen, die massenhaft Plunder angehäuft haben, mit dem sie nichts anzufangen wissen, sodass sie sich selber an goldene oder silberne Ketten gelegt haben.

Wollte ich erzählen, wie ich früher meine Zeit zu verbringen wünschte, wären diejenigen unter meinen Lesern, die einigermaßen Bescheid wissen, wahrscheinlich überrascht; erstaunt wären jedenfalls diejenigen, die gar nichts davon wissen. Ich will nur andeutungsweise von ein paar Dingen sprechen, die mich beschäftigt haben.

Bei jeder Witterung, zu jeder Stunde, ob tags oder nachts, war ich bestrebt, die Zeit zu nutzen und an meinem Wanderstab einzukerben, immer genau da zu stehen und zu gehen, wo zwei Ewigkeiten – Vergangenheit und Zukunft – zusammenkommen, also im gegenwärtigen Augenblick zu leben. Man wird mir eine gelegentliche Unklarheit nachsehen; in meinem Beruf gibt es nämlich mehr Geheimnisse als in jedem andern – das liegt in der Natur der Sache. Gerne würde ich alles mitteilen, was ich davon weiß, ohne jemals *«Kein Zutritt»* an meine Tür zu pinseln.

Vor langer Zeit sind mir ein Jagdhund, ein braunes Pferd und eine Turteltaube abhanden-

gekommen, und hinter diesen bin ich immer noch her. Schon viele Wanderer habe ich derentwegen befragt, habe ihnen die Spuren beschrieben und den Ruf, auf den sie hören. Einen oder zwei habe ich getroffen, die den Hund und das Getrappel des Pferdes vernommen hatten und sogar die Taube hinter Gewölk verschwinden sahen; es lag ihnen so sehr daran, ihrer habhaft zu werden, als hätten sie sie selber verloren.

Es gilt, in Erwartung zu sein, nicht nur des Sonnenaufgangs und der Morgendämmerung, sondern wenn möglich der Natur selber! Wie oft bin ich doch in der Frühe, sommers oder winters, ehe noch ein Nachbar seiner Arbeit nachging, der meinen nachgegangen! Sicher haben viele Dorfbewohner mich von meiner Beschäftigung zurückkehren sehen – Bauern, die sich frühmorgens nach Boston aufmachten, oder Holzfäller auf dem Weg zur Arbeit. Zwar habe ich der Sonne nie wesentlich beim Aufgehen geholfen – aber auch nur dabei zugegen zu sein war von äußerster Wichtigkeit.

Viele Herbst- und Wintertage habe ich im Freien verbracht, um zu erfahren, was in der Luft lag, und es schleunigst zu befördern. Fast mein ganzes Vermögen habe ich in dieses Unternehmen gesteckt, und obendrein hat es mir

noch den Atem verschlagen, wenn ich Gegenwind hatte. Hätte es sich um parteipolitische Belange gehandelt, wäre es garantiert sogleich in die Zeitung gekommen. Manchmal hielt ich von einem Felsen oder Baum herab Ausschau, um jede Ankunft sogleich übermitteln zu können, oder dann wartete ich abends auf das Einstürzen des Himmels, um womöglich etwas davon zu erhaschen. Aber viel habe ich nie erhascht, und das wenige löste sich dann wie Manna an der Sonne wieder auf.

Lange Zeit war ich als Berichterstatter für ein Journal von beschränkter Auflage tätig,¹⁶ dessen Schriftleiter es noch nie für gut befunden hat, meine ganzen Beiträge abzdrukken. Wie das bei Schriftstellern nur allzu oft vorkommt, war die Mühe auch der einzige Ertrag, den meine Tätigkeit abwarf.

Jahrelang war ich selbst bestellter Inspektor von Schneegestöbern und Gewittern (ein Posten, den ich gewissenhaft versah) wie auch Vermesser, allerdings nicht von Landstraßen, aber doch von Waldwegen und Querfeldeinpfaden, die ich jederzeit begehbar erhielt, und Schluchten, die zu queren ein öffentliches Bedürfnis durch Stiefelabdrücke ausgewiesen war.

Ich habe den Wildbestand des Ortes gehütet,

der dem getreuen Hirten die Arbeit sehr erschwert, weil er über Umzäunungen hinwegsetzt. Auch behielt ich oft die entlegenen Ecken und Winkel eines Bauerngutes im Auge, wenn ich auch nicht immer wusste, ob Jonas oder Solomon¹⁷ auf einem bestimmten Feld jeweils an der Arbeit war; das ging mich schließlich nichts an. Ich habe die roten Heidelbeeren bewässert, die Sandkirsche und den Nesselbaum, die Rotkiefer und die Schwarzesche, die weißen Trauben und gelben Veilchen, die in trockenen Zeiten sonst vielleicht verdorrt wären.

So habe ich es lange getrieben, wobei ich mich, das darf ich sagen, meiner Aufgabe gewissenhaft entledigte, bis ich einsehen musste, dass meine Mitbürger nicht gewillt waren, meine Tätigkeit in eine amtliche Anstellung zu verwandeln oder mit einer bescheidenen Pfründe für meinen Unterhalt aufzukommen. Meine Rechenschaftsberichte, gewissenhaft nachgeführt, habe ich allerdings nie prüfen lassen, auch sind sie nie entgegengenommen geschweige denn honoriert worden. Doch daran habe ich nicht mein Herz gehängt.

Vor Kurzem wollte ein indianischer Wanderkrämer an der Haustür eines bekannten Rechtsanwalts im Ort Korbwaren verkaufen.

«Möchten Sie einen Korb kaufen?», fragte er.
«Nein, wir wollen keinen», lautete die Antwort.

«Wie!», rief der Indianer im Weggehen, «wollen Sie uns denn verhungern lassen?»

Er hatte wahrgenommen, wie gut es den fleißigen Weißen in der Gegend ging – der Rechtsanwalt brauchte nur eine Beweisführung zusammenzuflechten, und schon stellten sich, wie durch Magie, Wohlstand und Ansehen ein. Da hatte er sich gesagt: «Ich will mich auch selbstständig machen, ich werde Körbe flechten, darauf verstehe ich mich.» Er glaubte, mit der Herstellung der Körbe seinen Teil getan zu haben; dem Weißen obliege es dann, ihm seine Arbeit abzukaufen. Dass auch der andere seinen Vorteil dabei finden muss oder dass er ihm das wenigstens glaubhaft zu machen hatte, sofern er sich nicht lieber auf etwas anderes verlegte, das sich verkaufen ließ, das alles hatte er nicht bedacht. Auch ich hatte eine Art Flechtwerk fein säuberlich zusammengebastelt, doch niemand sah einen Vorteil für sich darin, es mir abzukaufen. Immerhin, mir schien es lohnend, dergleichen zu verfertigen, und statt mir zu überlegen, wie ich es anstellen solle, dass es sich auch für andere lohnte, meine Arbeiten zu kaufen, überlegte

ich mir lieber, was zu tun sei, damit ich es nicht nötig hätte, sie zu verkaufen. Die Lebensweise, die gemeinhin als erfolgreich gilt, ist nicht die einzige, die es gibt. Warum die eine auf Kosten aller andern überbewerten?

Nachdem sich herausgestellt hatte, dass meine Mitbürger mir vermutlich keine Bestallung noch sonst irgendeine Pfründe antragen würden, sodass ich mir wohl oder übel selbst weiterhelfen musste, wandte ich mich ausschließlicher denn je dem Walde zu, wo man mich besser kannte. Ich beschloss, mich sogleich selbständig zu machen, ohne erst das übliche Startkapital aufzuhäufen, vielmehr mit den knappen Mitteln, die ich bereits besaß. Als ich an den Walden-See zog, geschah es nicht, um dort billig oder teuer zu leben, sondern um möglichst ungehindert ein persönliches Geschäft abzuschließen. Darauf zu verzichten, bloß weil ich nicht genügend Weltläufigkeit und kaufmännisches Talent besitze, schien mir nicht nur betrüblich, sondern regelrecht dumm.

Ich habe stets danach getrachtet, mir ein streng geschäftliches Gebaren anzugewöhnen; ohne das geht es nun einmal nicht. Wenn man mit dem Reich der Mitte Handel treibt, genügt ein kleines Kontor in einer Hafenstadt. Man führt

dann aus, was das Land hervorbringt; heimische Produkte, viel Eis und Tannenholz und etwas Granit, alles in heimischen Fahrzeugen. Das kann nicht fehlgehen. Es gilt, alles im Einzelnen persönlich zu beaufsichtigen; gleichzeitig Lotse und Schiffer, Eigner und Versicherer zu sein; zu kaufen und zu verkaufen und darüber Buch zu führen; jeden eingehenden Brief zu lesen, jeden abgehenden Brief zu schreiben oder durchzusehen; Tag und Nacht das Löschen der Ladung zu überwachen; fast gleichzeitig an verschiedenen Orten zu sein – die reichste Fracht wird oft an entfernter Küste gelöscht; sein eigener Fernmelder zu sein, der unermüdlich den Horizont absucht und alle einlaufenden Schiffe anruft; einen ständigen Warenversand aufrechtzuerhalten, um einen so fernen und grenzenlosen Markt zu beliefern; sich über die Markt- und Weltlage auf dem Laufenden zu halten und der Entwicklung von Handel und Gewerbe zuvorzukommen, indem man sich die Ergebnisse von Forschungsreisen zunutze macht, sich neuer Seewege und verbesserter Navigationsmethoden bedient; Seekarten sind zu studieren, das Vorhandensein von Klippen und der Standort von neuen Leuchttönen sind festzustellen, Logarithmentafeln sind fortwährend zu berichtigen, haben doch falsche

Berechnungen schon oft ein Schiff scheitern lassen – man denke an das ungeklärte Schicksal von La Pérouse;¹⁸ man muss mit der Wissenschaft aller Länder und Zeiten Schritt halten, sich mit den Lebensläufen der großen Entdecker und Seefahrer, der Abenteurer und Kaufleute vertraut machen, von Hanno und den Phöniziern bis auf den heutigen Tag; und schließlich sind von Zeit zu Zeit die Lagerbestände aufzunehmen, damit man weiß, wie es steht. Es ist eine Arbeit, die alle Fähigkeiten eines Menschen beansprucht – all die Fragen von Gewinn und Verlust, von Ertrag, von Tara und Gutgewicht und was alles an Berechnungen dazugehört; dergleichen erfordert ein umfassendes Wissen.

Ich fand, der Walden-See eigne sich gut für meine Zwecke, nicht nur der Bahnlinie und des Eishandels wegen; er bietet auch Vorteile, die preiszugeben unklug wäre; jedenfalls eignet er sich vorzüglich als Ankerplatz und Baugrund. Zwar sind keine Newa-Sümpfe trockenzulegen, aber dennoch kann man nur auf Pfählen bauen, die man selber in den Boden hämmert.¹⁹ Von St. Petersburg heißt es, eine Überschwemmung bei Westwind und Vereisung der Newa könne die Stadt vom Erdboden hinwegfegen.²⁰ Da ich mich auf dieses Unternehmen ohne das übliche

Startkapital einzulassen gedachte, wird man fragen, woher ich denn die Mittel nehmen wollte, die jedes Unternehmen erfordert.

Um gleich zum Praktischen zu kommen: Was die Bekleidung betrifft, lassen wir uns bei deren Anschaffung allzu oft vom Hang nach dem Neuen und von der Rücksicht auf die Meinung anderer statt vom Aspekt der Zweckmäßigkeit leiten. Wer eine Arbeit zu verrichten hat, möge bedenken, dass Sinn und Zweck der Bekleidung darin besteht, erstens die Körperwärme beisammenzuhalten, und zweitens, in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen, die Blöße zu bedecken; dann mag einer beurteilen, wie viel notwendige oder wichtige Arbeit er zu verrichten vermag, ohne seine Garderobe zu vermehren. Könige, die einen Anzug nur einmal tragen, obwohl er eigens für sie geschneidert wurde, haben keine Ahnung, wie bequem ein Anzug sein kann, der passt. Sie sind nichts als Kleiderständer. Von Tag zu Tag passen sich die Kleidungsstücke dem Träger immer mehr an und erhalten sein Gepräge, bis wir sie ebenso ungern ablegen wie das, was wir etwas feierlich «unser Staubgewand» nennen. Von keinem habe ich je geringer gedacht, bloß weil sein Zeug geflickt war; dabei sind die meisten ängstlicher

darauf bedacht, modisch oder wenigstens sauber und ungefleckt daherzukommen, als ein reines Gewissen zu haben. Selbst wenn der Riss nicht geflickt ist, verrät das nichts Schlimmeres als Unbekümmertheit. Manchmal stelle ich meine Bekannten auf die Probe, indem ich frage, wer von ihnen einen Flicker oder auch nur eine doppelte Naht über dem Knie tragen könnte. Die meisten gebärden sich, als sei ihr Fortkommen in dieser Welt ruiniert, wenn sie es täten. Lieber würden sie mit einem Knochenriss unter die Leute gehen als mit zerrissenen Hosen. Bricht ein feiner Herr sich das Bein, lässt sich der Schaden meist beheben; widerfährt aber seinem Hosenbein ein ähnliches Missgeschick, ist ihm nicht mehr zu helfen; er schaut nämlich nicht darauf, was wahrhaft achtenswert ist, sondern darauf, was gemeinhin geachtet wird. Wir kennen nur wenige Menschen, aber massenhaft Jacken und Hosen. Man kleide eine Vogelscheuche in sein letztes Hemd und stelle sich selber hemdlos daneben auf, wer würde da nicht eher die Vogelscheuche grüßen? Als ich kürzlich an einem Maisfeld vorüberkam, wo auf einer Stange ein Hut und ein Kittel hingen, erkannte ich darin den Besitzer des Bauernhofs, etwas mitgenommen von Wind und Wetter, aber sonst

fast genauso, wie ich ihn zuletzt gesehen hatte. Ich habe von einem Hund gehört, der jeden Unbekannten anbellte, sofern dieser Kleider trug, sich aber von einem nackten Einbrecher leicht beschwichtigen ließ. Es fragt sich, wie viel von den Rangunterschieden übrig bliebe, wenn man die Kleider abschaffte. Könnte man dann an einer unserer Abendgesellschaften noch mit Sicherheit feststellen, wer von den Anwesenden zur Oberschicht gehört? Als Madame Pfeiffer²¹ sich auf ihren abenteuerlichen Weltreisen von Ost nach West wieder der Heimat näherte und schon im asiatischen Teil von Russland weilte, fand sie es ratsam, ihr Reisekleid mit einem andern zu vertauschen, wenn sie mit Amtsstellen verkehrte, da sie sich jetzt, wie sie schrieb, «wieder in der Kulturwelt befand, wo man die Leute nach ihrer Kleidung beurteilt». Selbst in unseren demokratischen Neuenglandstaaten trägt der zufällige Besitz von Reichtum und dessen äußere Bekundung durch Kleider und Kutsche dem Besitzer fast allgemein Hochachtung ein. Doch diejenigen, die ihm diese Hochachtung zollen, mögen sie noch so zahlreich sein, sind in dieser Hinsicht Heiden und sollten sich bekehren lassen. Außerdem hat das Kleidertragen zur Näharbeit geführt, die bekanntlich kein Ende

nimmt; das Kleid einer Frau jedenfalls ist nie endgültig fertig.

Wer glücklich eine Beschäftigung gefunden hat, der bedarf keines neuen Anzugs dazu; der alte, der seit unvordenklichen Zeiten verstaubt auf dem Dachboden gelegen hat, genügt voll-auf. Alte Schuhe sind für einen Helden länger brauchbar als für seinen Kammerdiener, falls ein Held je einen Kammerdiener hat, und blo-ße Füße gibt es schon länger als Schuhe; nöti-genfalls kann der Mensch barfuß gehen. Nur wer an Abendgesellschaften und Ratsversamm-lungen teilnimmt, braucht immer wieder einen neuen Mantel (damit er ihn nach dem Winde hängen kann). Wenn mir aber Jacke und Hose, Hut und Schuhe noch gut genug sind, um darin Gott zu verehren, was brauche ich dann neue? Wer hat je seinen alten Mantel wirklich abgetra-gen und in seine Bestandteile aufgelöst gesehen, sodass es nicht mehr als Wohltätigkeit gelten könnte, ihn einem armen Knaben zu schenken, der ihn vielleicht später an einen noch ärmeren weitergibt? Oder soll ich lieber sagen, an einen reicheren, weil genügsameren? Man hüte sich vor allen Unternehmungen, die neue Kleider erfordern, nicht aber einen neuen Menschen. Ist der Mensch nicht neu, wie kann ihm der

neue Anzug passen? Wer eine Arbeit vorhat, soll sie erst einmal in den alten Kleidern versuchen. Was der Mensch will, ist nicht, es mit etwas zu tun haben, sondern etwas tun, oder besser, etwas sein. Vielleicht sollten wir uns nie einen neuen Anzug zulegen, mag der alte noch so ausgefranst und schmutzig sein, bis wir etwas geleistet haben und uns auch im alten Zeug wie neugeboren vorkommen, sodass wir gewissermaßen neuen Wein in alten Schläuchen lagern würden, falls wir das alte Zeug weiter verwendeten. Wenn wir uns schon mausern, dann muss es wie bei den Vögeln einen entscheidenden Wendepunkt in unserem Leben bedeuten. Der Eistaucher zieht sich an einen einsamen Waldweiher zurück, um sein Gefieder zu wechseln. Auch die Schlange und die Raupe häuten sich dank einer inneren Betriebsamkeit und Erweiterung; Kleider stellen nämlich nur unsere äußerste Haut dar. Sonst erweist sich am Ende, dass wir unter falscher Flagge segeln, und dann werden wir nach eigenem Dafürhalten wie auch nach dem der Allgemeinheit unfehlbar unseres Ranges entkleidet.

Wir ziehen ein Kleidungsstück über das andere an, als ob wir uns wie exogene Pflanzen durch Zuwachs an der Außenfläche entwickel-